

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 9

Artikel: Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen
Autor: Vieli, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



UND WENN ES KÖSTLICH GEWESEN IST SO IST ES MÜHE UND ARBEIT GEWESEN

Von Karl Vieli. Illustriert von Eduard Stiefel

Hoch droben in den Bündner Bergen liegt im langgestreckten Valsertal das prächtige Dorf Vals, hingebettet am Fusse des Piz Tamüll. Und zuoberst in diesem Dorfe, «Auf der Rüfe», steht ein bescheidenes Bauernhaus, in welchem meine Wiege stand. Neben dem Hause vorbei rauscht ein silberklarer Bach durch das Dorf hinunter, dem Talwasser zu. Hell und lustig plätschernd zur Sommerszeit, wild gurgelnd, grollend und schmutzig bei Unwetter und zur Zeit der Schneeschmelze.

In diesem Haus erblickte ich im Jahre 1863 als Kind armer, braver Leute das Licht der Welt und bin auch dort auferzogen worden. Meine Eltern betrieben eine kleine Landwirtschaft und gehörten

zu den Schuldenbäuerlein. Drum musste auch ich schon frühe mein möglichstes tun und mithelfen auf Feld und Acker und nebenbei die Schule besuchen. Als zehnjähriger Knabe sollte auch ich anfangen, etwas zu verdienen und zu lernen, fremdes Brot zu essen.

Ich kam als Hirtenbub nach Hinterrhein, für vier Wochen im Frühjahr und vier bis fünf Wochen im Herbst. Als Lohn für diese Zeit erhielt ich ein Paar Schuhe und das Essen. Im folgenden Jahre hiess es schon mehr verdienen. So wurde ich als Ziegenhirt nach Medels im Rheinwald verdingt. Diese Beschäftigung dauerte etwas länger, vom Schulschluss im April bis Schulanfang im Herbst, also ungefähr ein halbes Jahr. Das Amt eines

Ziegenhirten mag noch so einfach scheinen, ein Hüterbube muss schon vieles erleben und manchem Unwetter standhalten. Je nach der Anzahl der Ziegen, die jeder Bauer hatte, ging ich bei ihnen auf der Rode zum Essen. Nach und nach kam jeder an die Reihe, beim einen war es gut, beim andern weniger gut, im allgemeinen aber befriedigend für meine Ansprüche als Geishirte. Das Bett war immer dasselbe, das musste der Gemeindenvorsteher stellen. Mein Lohn bestand in fünfzig Franken nebst « Kost und Logis ». Welche Freude hatte ich, als es im Herbst wieder über den Valserberg heimwärts ging, und ich meinem Vater die klingenden Fünfliber mitbringen konnte !

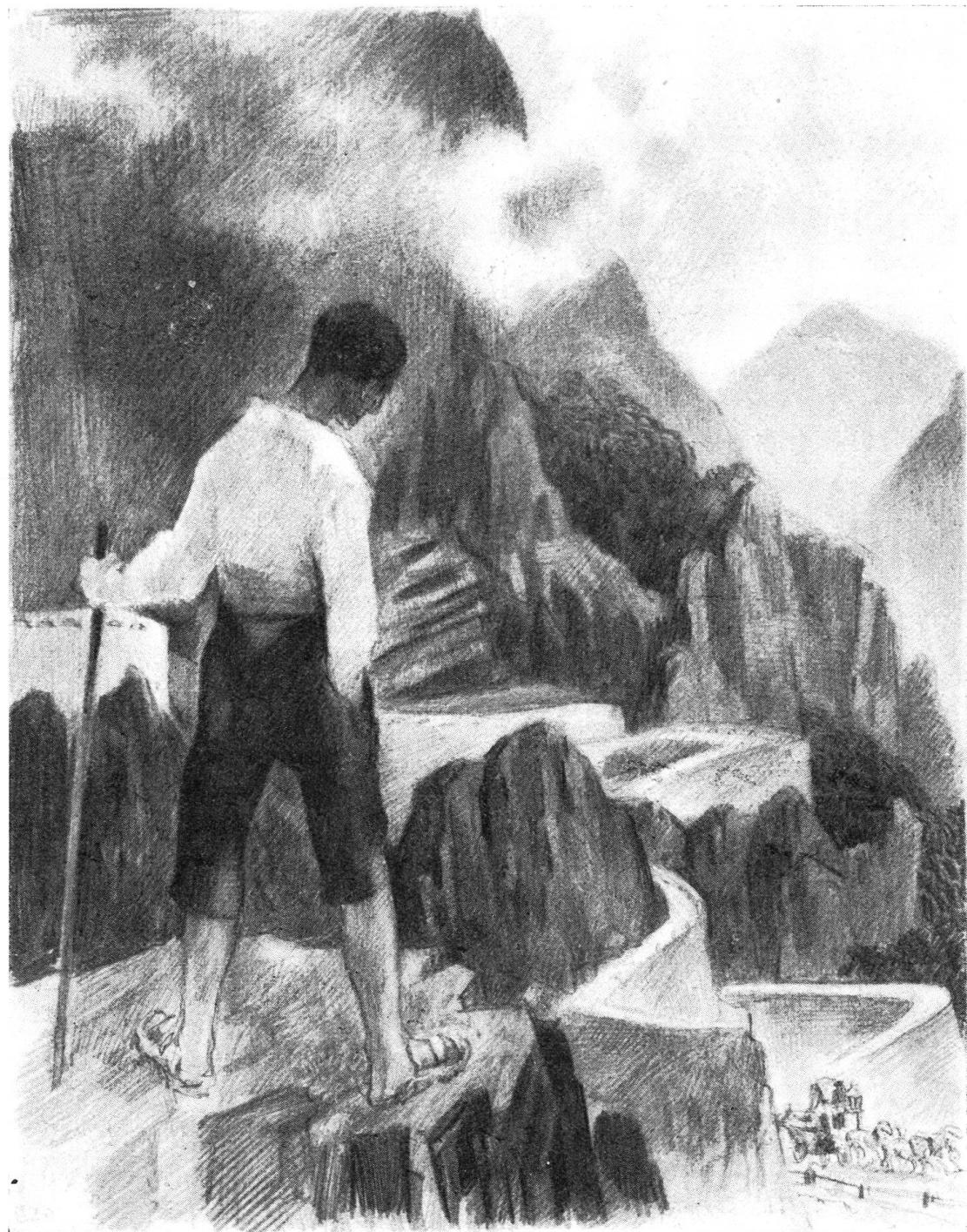
Im Jahre 1877 führte mich das Schicksal wieder nach Hinterrhein, als Hirte zu den Gebrüdern L. im Rothaus. Meine Verdienstleiter sollte hier wieder eine Sprosse höher sein. Wieviel, weiss ich nicht, weil das mein Vater besorgte. Im Frühjahr trieb ich die Kühe auf die Maiensässe, im Sommer auf die Alp. Also war ich wohlbestallter Kuhhirt und auch in diesem Sinn um einen Grad gestiegen, wenigstens nach meiner Meinung. Das muss ich aber bekennen : Im Frühjahr zog ich mit Freuden auf die Alp, aber im Herbst noch lieber zu Tal, und offen gesagt, ich wäre diesen Sommer manchmal gern davongelaufen. Das ging nun doch nicht an. Ich wollte lieber aushalten und meiner Aufgabe gerecht werden. Auf dieser Alp waren wir zu dritt. Ich nähme mich als Hirt von dreissig Kühen gleich an die Spitze, dann war noch der Senn und der Kälberhirt, als Herrscher über eine vierzigköpfige Schar. Während des Tages waren wir zwei Hirten mit den Herden beisammen, am Abend trennten wir uns. Ich

brachte meine Tiere zur Alphütte, wo sie gemolken wurden, indes der Kälberhirt mit seinen Zöglingen in der höhern Lage im Freien übernachtete. Der Senn und ich hatten nun dreissig Kühe zu melken, wovon mir die Hälfte zugeteilt war, was für einen vierzehnjährigen Knaben gewiss keine leichte Aufgabe bedeutet. Trotzdem wir uns am Abend erst spät zu Bett legen konnten, mussten wir um 2 Uhr morgens schon wieder aufstehen, um die Kühe zu sammeln, die während der Nacht freien Lauf hatten. Da ich nicht gerade sehr stark und die Arbeit anstrengend war, glaube ich, die Ursachen des Missmutes gefunden zu haben. Schliesslich habe ich doch alles glücklich überstanden, ohne davonzulaufen.

Zum Schulbeginn wanderte ich wieder über den Berg, da ich noch schulpflichtig war. Aber Kuhhirt wollte ich nicht mehr sein. Ich zog es daher vor, während drei Jahren das Amt als Schafhirt zu übernehmen. Die Alp Vanella wurde damit mein Arbeitsgebiet. Welch herrliche Zeit waren diese drei Sommer ! Etwa anfangs Juni zog ich mit meinen Schafen auf die hohe Alp und blieb bis anfangs Oktober droben. Die Herde zählte rund 750—800 Schafe. Diese Hirtenzeit war wohl die schönste meines Lebens. Mit Freuden denke ich an dieses Stück meiner Jugendzeit zurück. Bald war ich auf dieser Bergspitze, bald auf jener Kuppe, oder überquerte einen Gletscher und schaute in die Spalten hinab, wo das Eis so bläulich schimmerte. Wie wohltuend war der Rundblick in die erhabene und grossartige Gebirgswelt, die sich rings um mich auftat ! Mit meinem guten, langgezogenen Fernrohr konnte ich vieles auskundschaften und beobachten. Vom Berggrat sah ich

hinüber ins Lugnez, ja bis in die Gruob, konnte das ganze Rheinwald überblicken und sehen, wie weit unten die Bauern eingesigt am Heuen waren. Ich konnte die vielen Alpen betrachten und meinen Kolle-

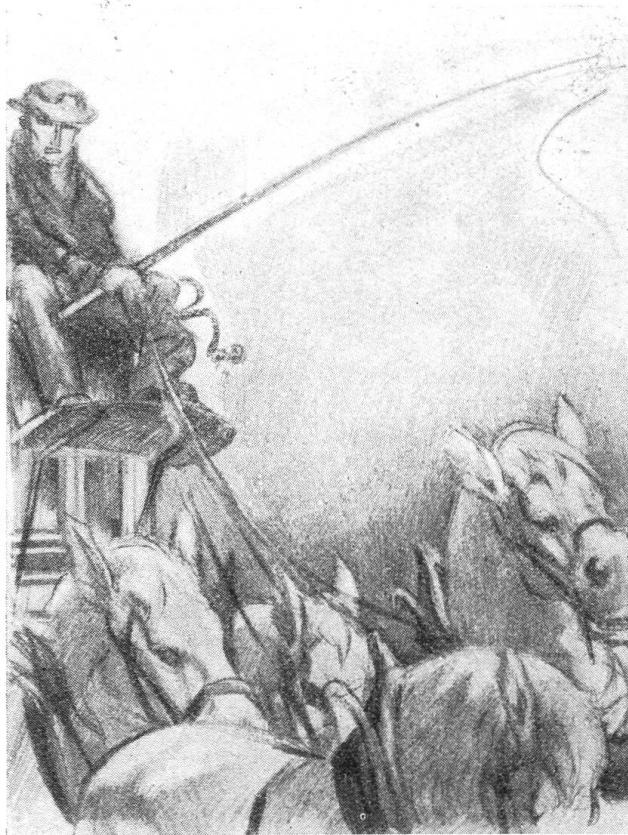
gen zusehen, wie sie sich mit ihren Schaf-, Galt- und Kuhherden auf den schönen Weidplätzen tummelten. Man wird mich vielleicht fragen : Ja, wo hattest du deine Herde während dieser Zeit ? Da kann ich



„Wie wohltuend war der Rundblick in die erhabene und grossartige Gebirgswelt . . .“

„nur sagen, dass ich ganz genau wusste, wann meine Schäflein ruhig waren und ich mich entfernen durfte und wann nicht. Waren sie ruhig, so konnte ich sie auf halbe Tage verlassen. Ich nahm dann meinen unzertrennlichen Begleiter, den Schäferhund « Schmutz » mit, der mich auf Schritt und Tritt begleitete. Wir waren ganz gute Freunde und während der 4½ Monate meistens allein. Würde die Hüterzeit länger als nur einige Monate dauern, und wäre sie auch nur einigermassen bezahlt, ich nähme gleich wieder den Stock zur Hand und würde wieder auf die Matten und Triften ziehen als ehrsamer Hirte.“

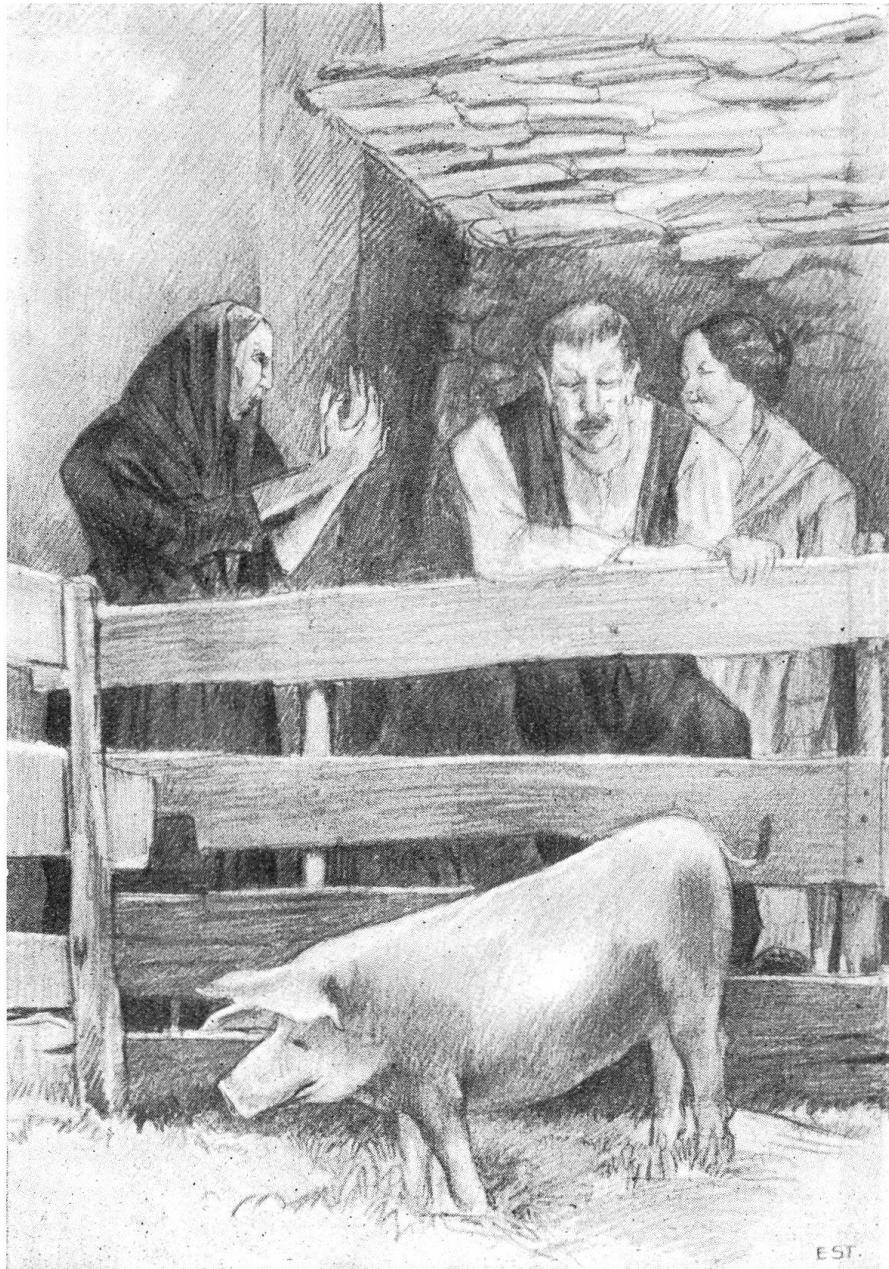
Mit der Zeit gingen die acht Winter Primarschule vorüber, ich kam aus der



„Wie oft habe ich dann im stillen gedacht:
„Ich will auch ein Postillon werden . . .“

Schule. Um weitere Bildungsstätten zu besuchen, bot sich keine Gelegenheit; eine Sekundarschule gab es nicht, und an den Besuch der Kantonsschule durfte man nicht einmal denken, da ja bekanntlich die Mittel fehlten. Ich musste im Gegen- teil sinnen und trachten, wie ich noch mehr verdienen könnte. Im Herbst des Jahres 1879 kam ich wieder nach Hinter- rhein, an den gleichen Ort, wo ich einmal Kuhhirt war. Diesen Winter war ich Knecht und hatte natürlich allerlei Arbeiten zu verrichten. Am liebsten war ich bei den Pferden. Mein Meister betrieb nebst der Landwirtschaft auch eine Post- pferdehalterei. Schon in den früheren Jahren, als ich dort war, schenkte ich den Pferden meine grösste Aufmerksamkeit. Wenn ich die grosse achtplätzige Post- kutsche durch das Tal fahren sah, oder zuschaute, wie sie im scharfen Trabe vom Berge herunterkam, wie geschickt und sicher alle Kurven und Wendungen genommen wurden, da schwelte sich meine Brust, und ein Gefühl grosser Achtung vor den Postillonen bemächtigte sich meiner. Für mich war es eine ausgemachte Sache, dass das alles so richtig und exakt auszuführen, gar nicht so leicht sei. Wie oft habe ich dann im stillen gedacht: « Ich will auch ein Postillon werden. » Hätte ich damals das Liedlein gekannt, so hätte ich meinen Gefühlen wohl Ausdruck gegeben und gesungen:

*Ein Postknecht will ich werden
Mit Stiefel und mit Sporn,
Dann fahr ich mit vier Pferden
Und hab ein gold'nes Horn.
Dann kann ich traben und reiten,
Die Peitsche in der Hand,
Hinaus nach allen Seiten,
Hinein in alle Land'.*



Die Frau hatte ein schönes schon halb gemästetes Schwein zum Verkauf...

Wenn ich so Luftschlösser baute, sah ich nur das Schöne; dass aber alles mit Mühe und schwerer Arbeit verbunden sei, kam mir gar nicht in den Sinn.

Meine Hirtenlaufbahn hatte also aufgehört. Meine Knechtestelle war eine Jahresstelle. Welche Belohnung damit verbunden war, wusste ich nicht genau, weil

nur diese Postillonstelle haben könnte. Ich musste mir dann aber wieder selbst sagen, dass ich ja noch zu jung sei. Zudem war noch ein älterer Knecht da, der doch wahrscheinlich auch auf diese Stelle aspirierte. Als der Postillon nun wirklich seine Stelle aufgab, erhielt sie mein Nebenknecht. Ich muss gestehen, dass ich ne-

auch da mein Vater die Sache in die Hand nahm und mich verdingte. Ich glaube, das Abkommen war 200 Franken im Jahre, zwei Paar Schuhe, Kost und Lager, sowie für die Winterszeit ein Paar Schneestiefel frei. So mochte es ungefähr mit meinem « Jahresgehalt » bestellt sein. Meine Arbeit verrichtete ich im Wald, in Feld und Flur, im Stall und überhaupt, wo etwas zu tun war. Vor Neujahr hörte ich hie und da, der Postillon, welcher die Talfahrt bediente, wolle seine Stelle aufgeben. Das gab mir wieder zu denken. In mir stieg heiß der Wunsch auf: Wenn ich

disch und eifersüchtig auf meinen Mitknecht war, wenn auch nur ganz im geheimen.

Es verging nur kurze Zeit, da kam eines Tages der Meister zu mir und liess mich wissen, dass der neugebackene Postillon seinen Posten sehr wahrscheinlich schon im Frühjahr wieder aufgeben werde, da er gedenke, nach Frankreich auszuwandern. Da wurde mein Herz wieder um einen Zentner leichter. Der Meister merkte auch bald, was in mir vorging, er hatte zwar grosse Bedenken, war ich doch kaum siebzehn Jahre alt. Doch schliesslich versprach er mir, sich bei der Postdirektion für mich zu verwenden. Und siehe, es gelang ! Im Januar 1881 war ich wirklich und tatsächlich wohlbestallter Hauptwagenpostillon. Ich war nicht wenig stolz darauf und dachte, jetzt fehle mir nichts mehr. Aber durfte ich keinen Stolz haben ? Noch so jung, kaum den ersten Flaum im Gesicht und schon Hauptwagenpostillon ! Wer macht es mir nach ? Eine blaue Hose mit rotem Passepoil, ein blauer Kittel, ein Wachshut mit Silberband und Posthorn, hoch hinauf auf den luftigen Sitz, die Leitseile zur Hand und mit der Peitsche knallen, so jagten sich die Bilder in meiner Phantasie. Es machte gar nichts aus, dass wir noch im tiefsten Winter steckten und mit Einspannerbergschlitten fuhren. Der Frühling und der Sommer würden schon kommen und mit ihnen der achtplätzige Postwagen. Sechs- oder gar nur Vierplätzer kannten wir gar nicht.

Obwohl ich Hauptwagenpostillon war, musste ich auch noch andere Arbeiten besorgen. Aber ich tat alles mit Freuden und gutem Willen, und glaube auch zur Zufriedenheit meines Meisters. In diesem

Amte blieb ich bis 1885. Indessen tauchten schon wieder andere Gedanken und Pläne auf. Es kam mir mit der Zeit doch als zu leicht vor, nur von Hinterrhein entlang bis Splügen zu fahren. Ich schätzte mich allmählich auch fähig, mit einem Hauptwagen über den Berg zu kommen. Der Bernhardinpass kam mir nicht mehr so schwierig vor, und fertig wollte ich es schon bringen. So fing ich im geheimen an, nachzufragen, wo etwa eine Stelle frei sein könnte. Dazu bediente ich mich der Postkondukteure, mit denen ich viel dienstlich verkehrte. Diese kamen im ganzen Kanton herum und wussten meistens, wenn irgendwo ein Wechsel in Aussicht war. Einmal hätte ich nach Landquart gehen können, um die Prättigauerpost nach Davos zu führen. Aber diese Stelle passte mir nicht. Ich wollte über den Berg fahren. Da erfuhr ich gegen Frühjahr, dass in Mesocco, jenseits des Bernhardin, eine Stelle frei werde. Ich bat die Kondukteure, mit dem Postpferdehalter zu unterhandeln und mich zu empfehlen. Und richtig, ich erhielt diese Anstellung. Nun war ich wieder, was ich weiter erstrebt hatte, ein richtiger Bergpostillon. Ich kannte die Pferde, die dort zur Verwendung kamen, genau. Es waren gute Tiere, und darauf legt jeder rechte Postillon grossen Wert. Auch dachte ich, in Mesocco kannst du italienisch lernen, was dann im Laufe der Jahre auch geschehen ist. Sobald ich meines neuen Postens ganz sicher war, kündete ich meinem Meister in Hinterrhein auf vierzehn Tage. Aber da kam ich nicht gut an. Er sagte mir ganz einfach, er lasse mich nicht gehen, und ein Recht auf Kündigung stehe mir nicht zu. Damit war ich nun durchaus nicht einverstanden, und

verwies den Meister auf die Postilloninstruktion, nach welcher ich berechtigt sei, meine Stelle zu künden. Zudem sei die Angelegenheit mit der Misoxer Postpferdehalterei bereits perfekt und punktum. Dessenungeachtet setzte er alle Hebel in Bewegung, um mich zum Bleiben zu veranlassen. Unter anderm meinte er auch, er wolle der Pferdehalterei selber schreiben, und meine dortige Anstellung rückgängig machen. Auch sicherte er mir den Bergdienst nach Bernhardinhospiz und -Dorf zu, ebenso mehr Lohn und anderes mehr, wenn ich nur bleibe. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Bei dieser Gelegenheit brachte ich auch in Erfahrung, welche Besoldung mein Vater bis anhin für mich bezogen hatte. Der Meister sagte mir, dass er mit dem Vater für das verflossene Jahr 400 Franken verrechnet habe. Das sei doch ein schöner Lohn. Ich habe davon nie einen Rappen gesehen, verlangen durfte ich auch nichts, da eben Schulden abzutragen waren, und mir der Meister doch nichts gegeben hätte. Nun, die vierzehn Tage Kündigungsfrist gingen auch vorüber. Da ich fest und unerschütterlich darauf beharrte, blieb ihm nichts anderes übrig, als mich gehen zu lassen.

Die Abschiedsstunde kam. Es wurde mir doch etwas schwer. Ich ging zu ihm auf die Stube, um mein Postillondienstbüchlein in Empfang zu nehmen und meinem guten, alten Herrn Lebewohl zu sagen. Er händigte mir die Schriften aus und bemerkte dazu, dass er mich ungern gehen lasse. Er sei mit mir immer zufrieden gewesen. Aber das wolle er mir zum voraus sagen, dass es an der neuen Stelle mit der Nachtruhe aus sei. Und mein guter Herr hatte die Wahrheit ge-

sprochen. Ich muss es gestehen, er war mir gegenüber immer wohlwollend gewesen und hat es gut mit mir gemeint. In seinem Hause genoss ich doch das, was man so Erziehung nennt, und wofür ich ihm auch heute noch dankbar bin.

Als Lohnguthaben zahlte er mir zwanzig Franken aus. Es war wohl nicht viel; aber ich brauchte auch nicht mehr. Von Hinterrhein bis Mesocco ist der Weg nicht so weit, und auf irgendeinem Fuhrwerk konnte ich schon aufsitzen, ohne dass ich meinen Geldbeutel zu beanspruchen brauchte. Die Fuhrleute, die da in Frage kamen, wussten schon, dass ich nicht gewohnt war, in meinen Taschen Geld zu haben. Also nahm ich den Weg unter die Räder, wohlversehen mit einer grossen Dosis guten Humors, frohen Zukunftshoffnungen, mit einem guten Zeugnis in meinem Dienstbüchlein und zwanzig recht gezählten Schweizerfranken im Sacke. Jetzt war ich nach meiner Meinung selbstständig, mein eigener Herr und Meister, auch alleiniger Gebieter über meinen Verdienst und konnte damit machen, was ich wollte. Das war am 23. April 1885.

Gleichen Abends langte ich wohlbehalten in Mesocco an und ging natürlich zuerst mit dem noch im Amte stehenden Postillon in den Pferdestall. Dieser gab mir die nötigen Aufklärungen und Anweisungen. Dann erst stellte ich mich dem neuen Meister vor, den ich zwar persönlich bereits kannte. Auch er gab mir noch allerlei Weisungen und Wegleitungen. Damit war ich in meiner neuen Stellung eingeführt. Ich bezog nun einen monatlichen Gehalt von achtzig Franken, das Nachtessen und eine Lagerstätte, die sich aber nicht besonders gut bewährte.

Für das Frühstück und das Mittagessen musste ich auf meine Kosten sorgen. Dass das Bett für verwöhlte Ansprüche nicht gut geeignet war, hatte aber nicht viel zu sagen, denn meine Nachtruhe war, wie ich schon wusste, nur von kurzer Dauer.

Abends 5½ Uhr kam die Post von San Bernhardin Dorf an. Bis ich für mich und die Pferde in richtiger Weise gesorgt hatte, wurde es jeweilen neun Uhr, ehe ich mich zur Ruhe begeben konnte. Kurz nach Mitternacht, spätestens um 2 Uhr, hiess es wieder aufstehen, um die Pferde gut zu füttern. Tut das ein Postillon nicht, so ist er auch kein Postillon, hat nie gute Pferde, und wenn sie sonst noch so recht wären. Will er ein schönes und gutes Gespann haben, so muss er sie allem voraus richtig pflegen und darf die Arbeit nie scheuen, und besonders gute Pflege ist unentbehrlich, wenn die Pferde strengen Dienst zu besorgen haben. Mit schönen und sauberen Rossen auf dem Postplatz zu erscheinen, war mein höchster Stolz. Meine Rösslein hatten ebenso glänzend geschmierte Hufe, wie mancher Hotelgast Schuhe und oft schönere Mähnen, als manche etwas eilig frisierte Dame.

Um vier Uhr morgens traf die Nachtpost von Bellinzona ein. Einige Jahre kam sie schon um dreieinhalb Uhr an. Diesen Kurs hatte ich nun bis San Bernhardin Dorf zu führen. Diese Bergfahrt gefiel mir ausgezeichnet. Sie war so, wie ich sie mir vorgestellt und gewünscht hatte.

Wie oft waren wir froh, wieder ein Obdach erreicht zu haben, wenn wir uns durch Wind und Sturm durchgearbeitet hatten! Vom Wind verblasene Backen,

trotz den grossen, dicken Handschuhen steife Finger, ungeachtet der hohen Schneestiefel Füsse wie Eisklötzte und dazu einen Hunger, wie die Bären. Gegen Abend mussten die Pferde wieder blitzblank geputzt und gestrahlt sein. Dann ging's mit der Post wieder zurück nach Misox. Sonntag wie Werktag habe ich während mehreren Jahren diesen Postillondienst ununterbrochen besorgt.

Aber wie es so geht, kaum dass ich ein Schnäuzchen hatte, fürchtete ich, das Heiraten könnte verboten werden. Bei meinem früheren Herrn in Hinterrhein war ein Mägdelein angestellt, das es mir angetan hatte. Wir zwei verstanden einander gar gut und verliebten uns bis über beide Ohren. Als armes Knechlein in Hinterrhein war ans Heiraten nicht zu denken. Aber jetzt hatte ich eine sichere Stelle und wollte auch lieber ein eigenes Heim, als noch länger im kalten Knechtezimmer mit dem harten Bette fürlieb zu nehmen. So wurde es für mich eine abgemachte Sache, meine Katharina so bald als möglich nach Mesocco zu entführen. Dass wir einander wohl mochten, war auch in Hinterrhein nicht unbekannt geblieben. Die Herrschaft schien nicht besonders erbaut zu sein und hätte es lieber gesehen, wenn daraus nichts geworden wäre. Aber je mehr offen und heimlich gesticheilt wurde und an ihr oder mir dies oder das auszusetzen war, um so mehr haben wir zusammengehalten und sind einander immer näher gekommen.

Im April hatte ich meine Stelle in Hinterrhein mit den wohlgezählten zwanzig Franken verlassen. In der Zwischenzeit war es mir möglich, noch etwas dazuzusparen, sodass wir im Juni gleichen Jahres Hochzeit halten konnten. Aber es war



„Aber in meinem stillen Sinnen sagte ich mir doch immer, ich sollte noch weiter kommen,
ich sollte es zum Kondukteur bringen . . .“

kein grossartiges Hochzeitsfest, wie man sie so gelegentlich sehen kann, mit einem ganzen Tross von Gästen, Landauern und weissen Damen mit bunten Schleifen und prächtigen Blumensträussen. Unsere neuen Sonntagshäsli waren die ganze Ausstattung.

In einem einfachen Gasthof liessen wir uns ein Hochzeitsmahl für vier Personen, für die Zeugen, meine Katharina und mich herrichten. Eine grössere Aufmachung hätte nach unserer Meinung keinen Sinn gehabt. Unsere Mittel waren bescheiden genug, und zudem war ich in Misox noch mit keiner grossen Bekanntschaft gesegnet. Grosstun und einen Haufen gleichgültige Gäste einzuladen, war nicht unsere Sache. Dem Schein zuliebe am Ende gar noch die Kosten aufschreiben zu lassen, wie auch schon dagewesen, um nachher jahrelang abzuverdienen, nein, das wollten wir nicht. Wir waren glücklich und zufrieden in unserm bescheidenen Kreis, und am Abend führte ich mein Weibchen in aller Stille in unser Ehegemach.

Während des ersten Sommers nach der Hochzeit versah meine Lebensgefährtin zwar noch eine Stelle in Vals, während ich meinen Pflichten nachging und nun genügend Zeit hatte, eine Wohnung zu suchen und auf den Winter für Milch und Holz zu sorgen. Gegen Ende Oktober kam dann meine Gattin zu mir und brachte das notwendigste Mobiliar mit. Es war wohl alles einfach und bescheiden, dafür war aber unser Hausstand nun endgültig gegründet. Von nun an erhielt ich auch den vollen Lohn, wie man so zu sagen pflegte, weil ich jetzt vom Pferdehalter weder Verpflegung noch Lager mehr erhielt und eine eigene Wohnung bezog. Der ganze

Haushalt mit allen Nebenauslagen musste aus dem Lohne von 100 Franken im Monat bestritten werden. So um die Neujahrszeit erhielten wir eine Prämie von 5 bis 20 Franken, je nach Dienstdauer. Als Bergpostillon erhielt ich schon das erste mal den Höchstbetrag von zwanzig Franken, worauf ich nicht wenig stolz war. Für unsere grosse, anständige Wohnung zahlten wir in Mesocco im Jahre fünfzig Franken Zins. Ein Fuder Holz, das für Koch- und Heizzwecke ausreichte, kostete ebensoviel. Es machte fast zwei Klafter aus. Das Mehl, die Polenta, der Reis, überhaupt alles, war viel billiger. Schon im ersten Jahre nach der Gründung des Hausstandes kauften wir uns zwei Ziegen und waren so bis zum nächsten Winter mit Milch vollauf versehen. Das Ziegenhalten stiess in Mesocco auf keine Schwierigkeiten, weil es allgemein Brauch war. Im Herbst kauften wir uns für etwa fünfzig Franken noch ein Schwein und mästeten dasselbe bis nach Neujahr. Noch zwei Ziegen dazu im Betrage von 18—20 Franken, das alles zusammen, also vier Geissen und ein Schwein, wurde dann feierlich geschlachtet und warf eine ganz beträchtliche Menge Fleisch ab, nebst Speck und Würsten, ohne an die Finanzen grosse Anforderungen zu stellen. Bei den heutigen Tagespreisen dürften wir uns so etwas bei weitem nicht erlauben. Ich möchte gerade noch beifügen, wie ich einmal so einen günstigen Gelegenheitskauf abschliessen konnte. Es war da eine noch ärmere Frau, die hatte ein schönes, schon halb gemästetes Schwein zum Verkauf. Der Preis sollte 80 Franken sein. Wahrscheinlich war die Nachfrage nicht gross. Wir hatten grosse Bedenken, so auf einmal 80 Franken auszugeben, fast

unsern ganzen Monatslohn. Aber eín guter Freund, den ich auch noch um Rat fragte, ermunterte mich zum Kauf, es sei ja halb vergebens. Wir kauften es richtig und noch etwas Schweinekartoffeln und einen Doppelzentner Polenta dazu, im ganzen legten wir 105 Franken aus. Nach kurzer Mast haben wir das Schwein geschlachtet und 165 Kilo Fleisch, ohne das Schmalz erhalten. Wie steht es heute ? Eher wenig gesagt, würde sich der Erlös auf rund 900 Franken belaufen. Dies so nebenbei zum Kapitel « Einst und Jetzt ».

Der Beruf brachte manche Freuden und Leiden mit sich. Ich war immer froh, wenn der harte Winter wieder vorbei war, und der Frühling mit seinem Erwachen den kommenden Sommer anzeigte. Auf dem hohen Sitze war es dann oft auch zum Einschlafen heiss, und die Insekten plagten Tier und Mensch. Aber alles in allem waren diese Jahreszeiten doch noch erträglicher als die Unbilden des Winters. Einmal war ich vier Tage auswärts und auf dem Bernhardin-Hospiz festgehalten.

Die Nachtpost, welche Bellinzona um 11 Uhr nachts verliess, erreichte ungefähr 1 Uhr morgens das Dorf Soazza. Die Posthalterin, die die Postsäcke und Poststücke hätte auswechseln sollen, wusste die Annehmlichkeiten eines warmen Bettes wohl zu schätzen und schlug ein neues Verfahren ein, mit dem auch die Kondukteure als galantuomi einverstanden waren. Zudem war die Idee auch gar nicht schlecht. Abends, nach Bureauschluss, nahm die Posthalterin den Postsack und etwa ein leichteres Paket, wenn gerade eines vorhanden war, mit sich auf das Zimmer, das ob der Strasse gelegen war. Dort hängte sie den Postsack an einen Fleischhaken, der an einem langen Strick befestigt war.

Traf nun die Nachtpost ein, so zwickte der Postillon mit der Peitsche an die Scheiben ihres Schlafgemaches und zeigte die Ankunft der eidgenössischen Post an. Die Posthalterin ihrerseits liess den Postsack am Fleischhaken mittels des Strickes am Haus hinunter, wo er richtigerweise genau beim Kondukteur auf der Bankette landen sollte. Es war nun Sache des Kondukteurs, die Postgegenstände abzunehmen, und dafür den Sack von Bellenz für Soazza an den Fleischhaken zu hängen, damit ihn die Posthalterin wieder zu sich hinauf in das Zimmer ziehen konnte. War der Strick aufgezogen, der Fleischhaken mit dem Sack im Schlafgemach verschwunden, dann war in Soazza die Bernhardin-Nacht- und Eilpost für einmal wieder abgefertigt.

Es begab sich nun, dass die Posthalterin die Besorgung ihrer Amtsgeschäfte einer Gehilfin übertrug, die in die Geheimnisse dieser vereinfachten Abfertigung eingeweiht wurde. Sie versprach auch, getreulich den Anleitungen zu folgen und danach zu handeln. Aber mit des Schicksals Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Die Tücke des Objektes verwirrte ihren Sinn so, dass sie den Sack nicht am Fleischhaken, sondern am Ende des Strickes befestigte. Als die Post durchs Dorf fuhr, der Postillon mit der Peitsche das Fenster zwickte, behielt sie den Fleischhaken im Zimmer und liess den Sack am « lätzen » Ende hinunter. Der Kondukteur nahm ihn zu Handen. Da aber der Sack durch einen Knoten am Seil befestigt war, dauerte die Abfertigung dem Postillon etwas zu lange. Dieser glaubte, die Sache sei in Ordnung und setzte die Pferde in Trab. Dadurch zog der Kondukteur Sack und Strick mit

sich, während sich der Fleischhaken im Nachthemd der Postgehilfin verfangen hatte. Zu allem Unglück wurden Sack und Seil dem Kondukteur noch aus den Händen gerissen und hängten sich im Verdeck ein, so dass die bedauernswerte Postjüngerin ernstlich in Gefahr geriet, durch das Fenster hinaus auf die Strasse gezerrt zu werden. Sie fing jämmerlich an zu schreien, auch der Kondukteur rief dem Postillon, anzuhalten, so dass dieser die Pferde noch zum Stehen brachte, bevor das Unglück geschehen war.

Also lebten meine Katharina und ich glücklich und zufrieden in unsren Verhältnissen. Monate und Jahre verstrichen, bis endlich der lang ersehnte Storch auch bei uns einkehrte und uns einen muntern Knaben brachte. Vier Jahre hatten wir hoffend auf einen Stammhalter gewartet und waren dankbar, dass unser Glück dermassen noch vergrössert wurde. Vier Jahre auf den ersten Prinzen zu warten, ist doch gewiss keine Kleinigkeit.

Die Ankunft des Jungen weckte in mir neue Vaterpflichten. Viele Gedanken und Fragen kamen und gingen, die sich mit meiner Anstellung befassten. Musste oder wollte ich eigentlich meiner Lentag Postillon bleiben? Konnte ich nicht auch Postkondukteur werden? Mein Dienst war mir gewiss sehr lieb, auch gefiel es mir in Misox. Wie gesagt, wir waren glücklich und zufrieden. Aber in meinem stillen Sinnen sagte ich mir doch immer, ich sollte noch weiter kommen, ich sollte es doch auch zum Kondukteur bringen. Sie haben es noch viel schöner, sie beziehen höhern Gehalt, bekommen Trinkgelder und bringen die Familie besser durch. Die Schattenseiten, die auch dem Kondukteurberuf anhafteten, kannte ich nicht,

und wenn man sie mir aufzählte, so wollte ich nicht daran glauben. Die Bedenken hatten in meinem Kopfe keinen Platz, nur die grosse Sehnsucht, es noch zum Kondukteur zu bringen, beschäftigte mich fast Tag und Nacht.

Wieder zog ich einen guten Freund, einen Postkondukteur, zu Rate, der mir in sehr verdankenswerter Weise entgegenkam. Er zeigte mir die Mittel und Wege, die zum ersehnten Ziele führen konnten. Der Entschluss, mich bei der Postverwaltung um eine derartige Stelle zu bewerben, reifte in mir immer mehr heran und wurde endlich zur Tat. Ums Neujahr 1891 schrieb ich mit vielen Nöten meine Anmeldung an die Kreispostdirektion in Chur. Diese antwortete mir, sie könnten mir eine solche Stelle nicht geben, ohne ganz genaue Angaben, wo und wie lange ich im Postillondienst gestanden sei. Sie wollten mehr wissen, als in meiner unzulänglichen Anmeldung gestanden hatte. Das wirkte anfänglich wie eine Abkühlung. Ich glaubte schon, es sei fehlgegangen. Aber einmal angefangen, liess ich nicht mehr « luck ». Nebst den erwähnten Ergänzungen, sandte ich mein Postillon-Dienstzeugnis samt Leumunds- und andern Zeugnissen aus meiner Hirtenzeit. Alles kam wieder mit der sehr kurzen Notiz zurück :

« Wir haben Kenntnis genommen. »

Von dieser Geschichte durfte nach meiner Meinung der Meister nichts wissen, weil ich befürchtete, meine jetzige Stelle könnte sonst verloren gehen. Und ohne Anstellung durfte ich nicht sein. Auch diese Wartezeit ging wieder vorüber, und ich dachte nicht einmal mehr an meine Bewerbung und versah meinen Dienst mit Freude und Liebe. Der Monat Mai rückte

heran und mit ihm auch der Maienmarkt in Chur, den mein Dienstherr regelmässig besuchte. Gerade in dieser Zeit traf von der Kreispostdirektion der Bericht ein, dass ich für die kommende Saison dem Fahrdienst als Aushilfskondukteur zugeteilt sei. Ich war nun überaus glücklich und glaubte nach meiner Auffassung, etwas recht Hohes erreicht zu haben, dachte aber in der ersten Freude nicht daran, dass so eine Saisonstelle nur drei Monate dauerte. Der Aushilfsdienst erstreckte sich nämlich nur vom 15. Juni bis 15. September. Aber etwas wollte ich in Kauf nehmen. An die Kündigung dachte ich auch diesmal nur mit Bangen. Es ging aber besser, als ich geglaubt hatte. Als mein Meister vom Maienmarkt zurückkam, gratulierte er mir zu meiner Beförderung. Er hatte in Chur davon erfahren und entliess mich auf den 1. Juni aus seinem Dienste. Von Chur erhielt ich die Mitteilung, am 15. Juni den Postkurs Zernez—Münster zu übernehmen. Jetzt, da es an das Abschiednehmen ging, merkte ich erst so recht, wie lieb mir Mesocco und mein dortiges Leben geworden. Auch fiel mir das Scheiden von Frau und Kind schwer, um so mehr, als erstere seit der Geburt des Knaben kränkelte und allmäthlich von einer tückischen Krankheit befallen wurde, von der sie sich nicht mehr erholen sollte. So ging ich freudigen und schweren Herzens nach Zernez und besorgte den Sommer hindurch, fern von den Lieben, meinen Dienst. Inzwischen ging in Mesocco die Postpferdehalterei an Antonio Mutti über, der mich im Herbst dann in seine Dienste nahm.

Nach zweijähriger Krankheit raffte mir der Tod zur Weihnachtszeit meine Gattin

fort und liess mich mit dem Knaben allein zurück.

Den Winter über blieb ich in Misox und gab den Knaben im Sommer, als ich wieder zum Kondukteurdienst einrückte, meinen Eltern in Pflege. Wieder alleinstehend, amtete ich im Winter als Postillon und im Sommer als Postkondukteur, und zwar bei Lorez in Hinterrhein, wo ich meine Laufbahn begonnen hatte. Nach und nach wurden mir immer mehr Ablösungen zugeteilt, auch zu den übrigen Jahreszeiten, so dass ich fast das ganze Jahr über Beschäftigung und Einkommen hatte.

Auf den 1. Januar 1897 wurden die ennetbirgischen Kurse im Engadin von Chur abgelöst und dem Bureau Samaden zugeteilt. Zu den etlichen Kondukteuren, die neu dorthin gewählt wurden, gehörte auch ich. Nach fünfeinhalbjährigem Provisorium glaubte ich das Ziel meiner Wünsche und damit auch die höchste Sprosse der mir zugänglichen Laufbahn erreicht zu haben. Der Jahresgehalt betrug nebst den sogenannten Fahrzulagen Fr. 1500 im Jahr als Anfangsgehalt. Dass wir trotz dieser Verbesserung weder grosse Sprünge noch grosse Ersparnisse machen konnten, brauche ich gewiss nicht besonders zu betonen.

Am Neujahrstag, dem ersten Tage meiner Anstellung, hatte ich die Strecke Samaden—Tirano—Poschiavo zu bedienen. Ueber Bernina war ich bis anhin noch nie zur Winterszeit gefahren, auch war der Winter 1896/97 ein recht strenger. Allerorts lagen gewaltige Schneemassen. Trotzdem ich ja schon lange Jahre als Postillon gefahren war, beschlich mich doch auf meiner ersten Berninafahrt ein eigen-

artiges Gefühl von Bangigkeit, erstens weil ich die Gegend nicht kannte, zweitens weil es in ein fremdsprachiges Gebiet und über die Grenze ging, und nicht zum letzten in Anbetracht der gewaltigen Schneemengen. Ich sagte mir aber, dass ich doch in den Bergen kein Neuling sei und mich als Bergmann wohl stellen dürfe. Und es ging ganz gut, dies und noch viele Male bin ich glücklich hinüber und wieder herüber gekommen.

Der lange und strenge Winter hat dem einziehenden Frühling doch weichen müssen. Dauerte es auch bis Ende Mai oder anfangs Juni, gekommen ist der Lenz dennoch mit seinen Primeln, Anemonen und blauen Enzianen — und ich war noch immer alleinstehend. Das gefiel mir je länger je weniger. War der Gehalt auch bescheiden, so wollte ich es doch mit einer zweiten Heirat wagen, und wieder einen eigenen Hausstand gründen. Meine Auserkorene war eine Tochter aus meiner Heimatgemeinde Vals. Im Herbst feierten wir in Vals Hochzeit, packten unsere sieben Sachen zusammen und zogen nach Samaden. Eine Eisenbahn gab's noch nicht und eine Wagenladung auch nicht. Mit zwei Pferden konnte der ganze

Hausrat über Berg und Tal nach Samaden geführt werden. Wir konnten die Decke halt auch nicht weiter strecken als sie reichte. Auch den Knaben nahmen wir zu uns, und als genau nach einem Jahre nach der Hochzeit noch ein Mädchen eintraf, wäre nach unserm menschlichen Ermessens alles in schönster Ordnung gewesen.

Jahr um Jahr verstrich. Ich fuhr als Kondukteur von Samaden ins Tirol nach Nauders, über den Bernina nach Tirano im Veltlin, über den Ofen nach dem Münstertal und über Maloja hinunter zum lieben, alten Chiavenna. Wir hatten dank meinem Verdienst ein ordentliches Auskommen und lebten glücklich 17 Jahre in Samaden, bis durch den Bahnbau immer mehr Kondukteure nach Chur zurückberufen wurden und auch mich dieses Los getroffen hat.

In all diesen Jahren habe ich manchen Sturm erlebt, viel Schweres und Bitteres ertragen, aber alles in allem doch viel mehr Frohes und Schönes geniessen dürfen. Mein ganzes Leben war reich an Arbeit und nicht auf Rosen gebettet, Krankheiten sind ein- und ausgezogen, aber es war wert, es gelebt zu haben.

